



Wenn unser eigenes Hamsterrad plötzlich stillsteht

Die radikale Entschleunigung durch die Corona-Pandemie zwingt uns, alles neu zu durchdenken, sagt der Soziologe Hartmut Rosa, der normalerweise dieses Wochenende Gast des taz labs gewesen wäre

Interview **Jan Feddersen**
und **Edith Kresta**

Für das taz lab am 25. April 2020 war Hartmut Rosa eigentlich als Gast vorgesehen. Doch der Ausbruch der Corona-Pandemie zwang uns, den taz-Kongress um ein Jahr zu verschieben. Mit Hartmut Rosa wollten wir trotzdem sprechen und erreichten ihn Ende März telefonisch.

Herr Rosa, wie sieht es aktuell an ihrer Universität in Jena aus?

Hartmut Rosa: Es ist dort wirklich alles abgesagt und das meiste geschlossen worden. Das ist eine historisch einzigartige Situation, dass sich der Kalender leert statt füllt. Meistens ist es ja so, dass die Lücken noch mit irgendwelchen Terminen zugestopft werden. Im Moment ist es andersrum: Ich streiche diesen Termin, jenen Termin, diesen Flug ...

Müssen Sie jetzt umdenken?

Ja, und zwar weil es etwas Neues ist. Aber ich vermute, ich bin nicht der Einzige, der plötzlich einen anderen Alltag hat.

Sie sind derjenige, der mehr über Entschleunigung geredet hat als viele andere. In Ihrem Buch „Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung“ haben Sie den Verlust an Resonanz erfahrung im Zusammenhang mit einer sich stetig beschleunigenden Welt beschrieben.

Ja, und nun haben wir definitiv eine Form der Zwangsentschleunigung, dabei leben wir weiterhin in einer Gesellschaft, die sich eigentlich nur durch Steigerung in ihrer Struktur erhalten kann. Wenn man so etwas anhält, zahlt man in der Regel einen hohen Preis. Den müssen wir sicher noch bezahlen. Wir leben in einer Realität, die auf Steigerung, Dynamik, Wachstum geeicht ist – und die ist nun hinfallig.

Weil uns ein Virus dazwischen gekommen ist.

Der zerfrisst zwar nicht die Flugzeuge oder macht die Schienen kaputt. Vielmehr sind wir es selbst, die in Erahnung, Vermutung, teilweise auch Beobachtung einer Gefahr diese gewaltige Maschine anhalten. So ein radikales Anhalten hatten wir noch nie. Was dabei herauskommt, steht völlig in den Sternen.

Wenn man sich solche Krisenszenarien vor Monaten ausgemalt hätte, wäre man vermutlich auf die Idee gekommen, dass alle hysterisch und aufgeregt sind. Dabei geht doch alles sehr vernünftig ab.

Panik ist nicht wirklich zu sehen, da stimme ich zu. Ich mache mir aber ein bisschen Sorgen, dass sich möglicherweise etwas Ähnliches wiederholen kann wie am Beginn der Flüchtlingskrise 2015...

... man konnte doch damals richtig begeistert sein!

In der Tat, Solidarität, Nächstenliebe und Willkommenskultur an jedem Bahnhof und man dachte: Das ist doch mal ein Zeichen, ein Aufbruch der Gesellschaft. Es hat aber nicht lange gedauert. Und heute haben wir den totalen Verlust der Solidarität und sogar des Mitgefühls mit den Leuten, die an der griechisch-türkischen Grenze stehen. Daher bin ich mir nicht sicher, wie nachhaltig das ist, was wir da gerade an Disziplin, Solidarität und Vernunft sehen. Wir haben eine Ausnahmesituation, die sich ambivalent anfühlt.

Welche Zwiespältigkeiten empfinden Sie?

Auf der einen Seite haben wir diesen notorischen, lange eingeübten Aktivitätsdrang: Die Welt wird zum Aggressionspunkt, man muss ganz viele Dinge tun. So eine Haltung verschwindet ja nicht von heute auf morgen. Sie verlagert sich aber der-

Corona und das taz lab

Plan & Realität Ursprünglich war für den 25. April das taz lab 2020 geplant. Thema: „A change is gonna come“. Das Programm war fertig, rund 200 Speaker:innen hatten ihren Auftritt zugesagt. Doch am 11. März 2020 war für uns klar: Das Corona-Risiko ist unvermeidbar. Wir müssen den taz-Kongress verschieben.

Hoffnung & Ausblick We will meet again! Denn am 24. April 2021 wird das taz lab unter dem Motto „A change is gonna come 2.0“ (hoffentlich) über die Bühne gehen. Bereits gekaufte Tickets bleiben also weiterhin gültig.

Alle Details: tazlab.de

zeit fast ganz in die digitale Welt. Da rasen die Ströme immer noch, man denkt, man muss mal diesen Bekannten hier anschreiben, sich dort erkundigen, den Guardian checken, die New York Times, die sozialen Medien. Dem steht eine massive Verlangsamung im realen physischen Leben gegenüber. Wo man sich einerseits stillgestellt und ausgeschlossen fühlt, andererseits plötzlich neue Formen von Solidarität und neue Formen von Zugewandtheit entdeckt.

Das überrascht Sie wirklich?

Nein. Darauf will ich ja schon länger hinaus mit dem, was ich schreibe. Dass das Hamsterrad sich dreht und dies immer schneller tut, das zwingt uns in einen Aggressionsmodus gegenüber der Welt. Dadurch verschließt man sich gegenüber Wahrnehmungen aller Art. Akustische Signale, optische: Wer und was auch immer mir begegnet, ich blende sie aus, weil ich es ja eilig habe und ein Ziel verfolge, effizient sein muss. Und jetzt plötzlich gibt es fast nichts mehr zu tun. Meine Welt ist räumlich und zeitlich sehr eingeschränkt auf den unmittelbaren Nahbereich: Ich kann nicht weit weg gehen und nicht weit in die Zukunft planen. Ich nenne das eine radikale Weltreichweitenverkürzung. Und dann öffnet man sich wieder in einen Modus, den ich als Resonanzmodus beschreibe, nämlich: hören, wahrnehmen und antworten, ohne auf etwas Bestimmtes hinauszuzwollen, ohne optimieren zu müssen.

Dieses Resonanzmoment ist aktuell der gemeinsame, oder?

Im Grunde bin ich überzeugt davon, dass nur in Resonanzbeziehungen und -momenten Neues entstehen kann. Und deshalb würde ich durchaus sagen, wir sind in einem kollektiven Resonanzmoment. In einer Situation, in der wir alle hinhören, uns füreinander und die Welt öffnen und eine Antwort finden können. Und da kann, im Sinne von Hannah Arendt, vielleicht etwas kollektiv Neues entstehen. Die Gesellschaft kann sich neu erfinden. Und ja, sie hätte es bitter nötig.

Die Krise als Chance, wie es bei manchen schon heißt?

Wenn man nach optimistischen Deutungen der Lage sucht, würde ich sagen, genau darin liegt die Chance: Dass man neue Formen der Erfahrung des In-der-Welt-Seins und Miteinander-Umgehens erlebt, von denen wir vielleicht auch profitieren oder zehren können, wenn die ökonomischen Konsequenzen, die unerfüllbaren Steigerungszwänge zuschlagen.

Der radikale, auch ökonomische Stopp in unserer auf Steigerungslogik aufgebauten Gesellschaft, macht Ihnen das Angst?

Die Sorge ist natürlich, dass die Arbeitsplätze verloren gehen, die öffentlichen Haushalte ins Ungleichgewicht geraten, das Gesundheitssystem nicht aufrechterhalten werden kann. Die Frage ist, wie diese Art von Gesellschaft, die wir ja etabliert haben, mittelfristig oder langfristig leben kann mit einem derart reduzierten Tempo. Da muss man sich institutionelle Veränderungen einfallen lassen, aber vielleicht ist diese jetzt viral ausgelöste Krise genau der Punkt, an dem wir einen Übergang schaffen. Ich meine, seit dem Club-of-Rome-Bericht Anfang der siebziger Jahre träumt man davon irgendwie, die Zahl der Emissionen zu reduzieren oder diesem Wachstumswahnsinn irgendwelche Riegel vorzuschieben. Und wir waren dazu vollständig unfähig, kluge Bücher, Konferenzen, taz-Konferenzen und anderes, haben sich dieses Wachstumswahnsinn oder der Steigerungslogik angenommen, die Klimakrise bedroht uns immer stärker – und es hat sich überhaupt nichts verändert. Aber das Virus schafft es im Handumdrehen, diese riesige Maschine anzuhalten. Das ist absolut faszinierend.

Eine Krise ohne Feind?

Das Virus ist der Feind, nicht nur der französische Präsident Emmanuel Macron hat ihm den Krieg erklärt. Dieser Feind repräsentiert das gesellschaftlich Unverfügbare:

Wir haben das wissenschaftlich nicht im Griff, wir können es medizinisch nicht bearbeiten, es gibt keine Impfung, wir können die Ausbreitung politisch nicht stoppen, es gibt keine Regulierung, die ökonomische Konsequenz wird immer finstlicher. Das finde ich wirklich interessant, das beschäftigt mich theoretisch im Moment am meisten. Weil ich die Krise ein bisschen so lese wie das letzte Kapitel meines Buchs über Unverfügbarkeit, das den Titel trägt: „Die Rückkehr der Unverfügbarkeit als Monster“.

Ein anonymisierter Prozess, oder?

Hinter unserem Rücken kriecht Unverfügbarkeit in alle alltagspraktischen Ebenen des Lebens hinein. Weil wir den Virus nicht hören, nicht riechen, nicht schmecken. Plötzlich wissen wir nicht, ob die Klinke oder der Geldschein, den wir berühren, einen potenziell tödlichen Keim mit sich trägt. Es ist schon ein Feind im Spiel, aber zum Glück hat dieser Feind momentan keine nationale oder politische oder personelle Komponente.

Wie lange kann die Gesellschaft so etwas durchhalten?

Im Moment ist es ja so, dass die meisten Leute, gerade die jüngeren, sagen: Eigentlich bin ich nicht gefährdet, aber ich verhalte mich solidarisch mit den Älteren und den Schwachen ...

... jedenfalls die allermeisten.

Die Frage ist, wie sich das langfristig auswirkt. Da bin ich nicht so überzeugt, dass die Corona-Erfahrung ausreicht, um uns plötzlich in durch und durch zivilisierte Menschen zu verwandeln. Wir sollten nicht blauäugig sein.

Wir werden genau in einem Jahr auf dem taz lab mit Ihnen auch über diese, jetzige Zeit sprechen.

Da kann man nur auf die Entwicklung gespannt sein, wir befinden uns ja wirklich gerade in einem beispiellosen globalen Versuchslabor.

taz: We will meet again!



Foto: Uli-Jenski/Bauer/dpa

Hartmut Rosa lehrt als Professor Allgemeine und Theoretische Soziologie an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena. Er wurde 1965 geboren.

boulevard der besten



Foto: Anja Weber

Georg Löwisch

Dieser Text ist die letzte Chance, ihn in dieser Rubrik, die früher „Mitarbeiter:in der Woche“ hieß, zu würdigen: Am nächsten Wochenende ist er nicht mehr bei uns in Lohn und Brot, er wird dann, nach gut viereinhalb Jahre als Chefredakteur der taz, seinen Abschied genommen haben: Georg Löwisch. Nun kommen und gehen chefredaktionelle Personen, auch in der taz. Und meist ist dies, neben mancherlei Gefühlen einer typischen Gemeinde Hinterbliebener, verbunden auch mit Empfindungen des Verdrusses („Nun war auch mal gut“) oder gar solchen, die das Frische und Aufbrüchige wünschen („Der neue Besen, der kehrt bestimmt gut“).

Bei ihm ist es irgendwie anders: Als er vor einigen Wochen bekannt gab, die taz zu verlassen, hinterließ dies vor allem – Traurigkeit. Die allermeisten wissen ja, ehe auch nur seine Erbschaft präzise ausgerechnet wird, dass er in seinen Chefredaktionsjahren eine Fülle von Gräben nicht nur nicht geschaufelt hat, vielmehr sogar zuschüttete: Nie war, so sagen viele im Haus, das redaktionelle Leben in der taz so energetisch auf gute Weise aufgeladen. Man ringt offenbar, so war durch ihn unmissverständlich zu lernen, um Qualität, nicht mehr nur um die beste Position im Startblock, etwa auf Konferenzen.

Als der Vorstand der taz-Genossenschaft Georg Löwisch 2015 zum Chefredakteur berief, wusste man redaktionellerseits, was man an ihm haben würde: 1998 war er taz-Volontär, machte sich mit allen Umständen, gleich welcher Art, vertraut, wirkte als Redakteur und Reporter – ehe er 2009 Ressortleiter der neugegründeten sonntaz wurde. Einige Jahre war er danach Textchef bei der Zeitschrift Cicero, ohne je die Kontakte zur taz abgebrochen zu haben – wobei erwähnt werden sollte, dass er sowieso kein Kontaktabbrecher ist.

Ihn zum Chefredakteur zu berufen nahmen manche in der taz mit Freude und Irritation zugleich auf: Ein Mann, 1974 in Freiburg geboren, der kein ausdrücklicher Linker ist, der keine sprachlichen Phrasen in dieser Hinsicht bediente – wie soll der die taz inspirieren und leiten können?

Und wie er das konnte! Von seinen beiden Stellvertreterinnen abgesehen – Barbara Junge und Katrin Gotrschalk, die auf seinen Wunsch ins Leitungsteam berufen wurden –, hat er wie niemand zuvor die Ansprüche der Frau-Mann-Quotierung ernst genommen, hat jedwede Kumpanei mit Kolleg:innen unterlassen, behielt stets gleiche Nähe bzw. Distanz zu allen. Er selbst sagt, worauf es ihm angekommen sei, dürfe man mit dem Wort „Qualität“ umschreiben – womit er das Arbeiten am Text meint, die feinstklöppelige Art, Sprachliches zu feilen, einen besseren, weil treffenderen Ausdruck zu finden. Nichts verachtet er – und selbst dies noch mit verbindlichem Lächeln – so sehr wie gedroschenes Sprachstroh. Und irgendwie gelang ihm sein Projekt: In keiner Ära der taz haben diese Zeitung und ihre Redakteur:innen so viel öffentliche Aufmerksamkeit ihres Journalismus wegen errungen – die Recherchen zum „Hannibal“-Komplex seien hier besonders genannt, preisgekrönt wie viele andere taz-Projekte unter seiner Ägide auch.

Es ist kein Geheimnis, zu verraten, dass die Redaktion ihn gern länger über und mit sich gewusst hätte. Er geht jetzt zu einem der journalistisch interessantesten, weil sich um Religiöses kümmernden Printprodukte der Branche, er wird Chefredakteur von Christ & Welt, einer einst kernkatholisch geprägten Beilage der Zeit, beinahe mehr Underground als die im Mainstream verankerte taz. Wir haben ihm viel zu verdanken, und es war außerdem vor allem mit ihm: eine nur gelegentlich anstrengende aber immer intensive Zeit. Jan Feddersen



Corona-bedingte Entschleunigung hat ihre schönen Seiten. Doch kann das ein Dauerzustand sein? Foto: C. Koall/dpa